Kloster Wendhusen

Roman von W. Heimburg

(6. Fortsetzung.)

Es war merkwürdig zu sehen, wie das Kind und die hohe, strenge Frauengestalt sich gegenüberstanden. Das bräunliche Gesicht des Jungen war bleich geworden, die kleinen Hände hatten sich heimlich zu Fäusten geballt und unter den langen Wimpern hervor sahen seine Augen mit einem unnachahmlichen Gemisch von Geringschätzung und kindlicher Neugierde empor.

„Georg wollte guten Tag sagen", stammelte ich schüchtern.

Das kalte Gesicht vor uns versteinerte förmlich in Unnahbarkeit. Es war dasselbe Zimmer, in dem ich sie zuerst gesehen, und dasselbe Gefühl ertödtender Kälte stieg wieder in mir empor.

Sie antwortete nicht; ihr Blick war fast durchdringend auf das Knabengesicht vor ihr geheftet.

„Wie heißt Du?" fragte sie dann.

„Georg von Demphoff", antwortete er.

„Wie alt bist Du?"

„Acht Jahre."

Dann schritt sie zur Klingel und befahl dem eintretenden Diener, im Nebenzimmer Limonade und Kuchen aufzusetzen und Fräulein Charlotte von unserem Hiersein zu benachrichtigen, ersuchte uns, in besagtes Nebenzimmer zu treten und verabschiedete sich mit der Bemerkung, Charlotte werde uns Gesellschaft leisten. Dort hätte ich Georg indessen nicht mit zehn Pferden halten können; er stürmte zur Thür hinaus und verschwand sans façon in Gerhardt's Zimmer, weil dieser ihm gesagt habe, er solle mit in die Felder fahren.

Charlotte, die dies mit angesehen, wollte sich todt lachen und erklärte auf meine Verwunderung über die Ortskenntniß des Jungen, daß Gerhardt ihn bereits am ersten Tage seines Hierseins mit in die Villa genommen habe, und nun komme der kleine Bursche beinahe jeden Tag.

„Mama scheint ja mit ihrer süßen Bewirthung gänzlich abgefallen zu sein", schloß sie dann, den Kuchen betrachtend. „Das wird sie gewiß wundern. Joachim leckte stets jedes Krümmelchen auf. — A propos, in einiger Zeit kommt er mit einem halben Dutzend Kameraden zur Jagd, da giebt's Leben drüben im alten Kloster, denn die ganze Gesellschaft wird dort logiren, hier wäre ja kein Platz — und Ferra's Nerven, o Himmel!"

Zu dieser Jagd stand aber noch etwas bevor, und zwar erwartete Tante Edith ihren Sohn; er kam zum ersten Male in seiner jungen Oberförsterwürde. Und Tantes stille Seligkeit, mit der sie schon lange vorher Vorbereitungen zum Empfange ihres Lieblings traf, war rührend anzusehen; sie nahm selbst nicht übel, als Charlotte zur Erhöhung der Feier dieses Ereignisses sämmtlichen Katzen scharlachrothe Halsbänder verfertigt hatte, an denen je ein Glöckchen hing, daß es bei einer Anprobe dieses Schmuckes zu einem fürchterlichen Gebimmel, Miauen und Durcheinanderspringen der Thiere kam. Nur der alte Gottlieb, der zufällig durchs Zimmer ging, brummte unwirsch, als wir uns gar so himmlisch über diesen Anblick amüsirten, und wir hörten ihn zur Tante sagen:

„Gnädige Frau, es ist mir immer als ob wir in unseren jungen Jahren nicht gar so närrisch und kindisch gewesen wären, wie heut' zu Tage die jungen Leute sind. Nun hören sie nur!"

„Ei, Gottlieb, das habt Ihr vergessen!" antwortete Tante Edith freundlich. „Ihr wißt doch, ein Junge muß sieben Jahre narren, und wenn er eine einzige Stunde davon versäumt, muß er wieder von vorn anfangen."

Aber der Alte blieb dabei.

„Ne, ne, heut' zu Tag ist Alles anders"; er hätte den Schnabel nur aufthun dürfen, wenn sein Vater nieste, dann habe er „Gott helf" gesagt; worauf natürlich Charlotte sofort laut nieste, und der alte Mann mit unerschütterlicher Ernsthaftigkeit sein „Gott helf, gnädiges Fräulein!" hinüberrief, ohne die neckische Absicht zu merken.

Gerhardt kam zuweilen zu Tante Edith und hatte sich sogar nach jenem Abende, als ich mir so ungeschickt den Fuß verstauchte, selbst nach meinem Befinden erkundigt, der rothe Malvenkranz aber, den ich so ärgerlich fortgeworfen, und den ich hinterher so gern wiedergehabt hätte, der war verschwunden und Tante konnte sich in ihrer Zerstreutheit nicht besinnen, wo sie ihn hingethan; er wäre gewiß von Jette mit ausgefegt worden, meinte sie.

Georg's Ferienzeit näherte sich indessen unaufhaltsam ihrem Ende. Er hatte uns so lange gebeten, bis ihm noch zwei Tage zugestanden wurden, weil Vetter Gerhardt's Geburtstag sei, wie er mir verrieth; er solle es aber eigentlich nicht sagen.

„Lena, was schenken wir ihm denn?" fragte er mich.

Ja, was denn? Daß wir etwas schenken, war natürlich; Gerhardt that so viel für uns, hatte uns Beiden so schöne Tage verschafft, und Georg prangte in einem nagelneuen Anzug, um den ihn die ganze Klasse beneiden und die Frau Doktor und Christiane die Hände über den Kopf zusammenschlagen würden, wenn er wiederkam." —

Wir gingen in mein Zimmer und zählten meine kleine Baarschaft; es waren nach damaligem Gelde zwanzig Groschen, die ich wie ein Heiligthum gehütet hatte, nur für Georg zu Weihnachten etwas kaufen zu können. Aber das war gleichgültig, hier mußte Georg zurückstehen, und der kleine selbstlose Junge war auch sofort bereit dazu.

„Aber nun was, Lena? fragte er.

Ja was?

Ich sann und sann, und endlich hatte ich es heraus.

„Für das Geld kaufen wir Wolle, Georg, und ich stricke ihm einen Shawl — Cousine Ferra sagt ja immer, daß er am Halse leidet, und da wird er ihm willkommen sein."

Dieser Vorschlag hatte natürlich Georg's Beifall, und so mußte denn die Botenfrau heimlich Wolle aus der Stadt mitbringen, und auf meinem Lieblingsplätzchen im Klostergarten strickte ich mit wahrem Feuereifer ein langes, warmes Geburtstagspräsent, während Georg's große Augen das Wachsthum mit Interesse und Spannung verfolgten.

Die kleine Szene bei Ueberreichung des Geschenkes gehört mit zu meinen liebsten Erinnerungen.

Als ich es nämlich fertig hatte und Georg einprägen wollte, mit welchen Worten er es dem Vetter Gerhardt übergeben sollte, legte dieser die Hände auf den Rücken und erklärte rundweg, er habe den Shawl nicht gestrickt und auch das Geld nicht gegeben, und also auch kein Recht, ihn zu verschenken. Alles Schmeicheln, Bitten und Zureden, ihn in seinem Entschluß wankend zu machen, war vergeblich, und so mußte ich mich denn entschließen, falls ich den Shawl nicht behalten wollte, den feierlichen Akt selbst zu übernehmen.

„O, lieber Gott, laß es doch morgen recht, recht kalt sein", betete ich am Abend zuvor, damit für die Nützlichkeit meines Geschenkes doch gleich der praktische Beweis vorhanden sei.

Und richtig, es erschien ein so windiger, naßkalter Septembertag, daß wir in unseren kühlen Zimmern vor Kälte bebten. Georg war glücklich darüber, und so stand er den ganzen Morgen am Fenster, um aufzupassen, wann Vetter Gerhardt komme, denn dieser hatte ihm erzählt, er wolle sich die Zimmer für die Jagdgäste ansehen.

Während ich indessen saß und grübelte, was ich wohl bei Ueberreichung meines Shawls sagen könnte, rief Georg plötzlich:

„Lena, er kommt und hat keinen Shawl, er kommt!"

Und im nächsten Augenblick lief ich auch schon den Korridor entlang, im Arm das weiche Präsent, und lehnte mich über das Geländer der Treppe. Als ich ihn aber heraufkommen sah, fing mein Herz ganz gewaltig an zu klopfen, und ich flüchtete mich schleunigst wieder aus dem hellen Treppenhause in den dunklen Korridor. Dort blieb ich stehen, und machte wahrscheinlich ein so gottsjämmerliche Gesicht, als ob ich ihm statt eines Glückwunsches eine große Hiobspost zu verkünden hätte. Er sah mich aber erst, als er dicht vor mir stand, und über sein ernstes Gesicht flog ein freundliches Lächeln.

„Lieber Vetter, ich wollte — ich möchte zum Geburtstage gratuliren" stammelte ich, „und Georg und ich — möchten Ihnen diesen Shawl schenken, wenn es windig und kalt ist — —"

„O, wie danke ich Ihnen, Cousinchen!" rief er herzlich und erfaßte meine Hände. „Das ist ja eine unerwartete Freude heute früh. Aber nun binden Sie mir den Shawl auch um, es ist gerade solch' ein Wetter, daß man ihn gut gebrauchen kann."

Er bückte sich noch tiefer, und glückselig schlang ich ihm das weiche Gewebe um den Hals.

„O, wie prächtig!" sagte er, „und tausend Mal Dank."

Und dann beugte er sich wieder herunter und seine Augen sahen mit der nämlichen beredten Ausdruck in die meinen, wie damals, als er mich die Treppe hinauftrug. Aber nur einer Moment, denn durch den Korridor kam es im vollsten Lauf gestürmt, und Georg klag küssend und jauchzend an seinem Halse.

„Die Lena hat Dir etwas vorgelogen!" rief er; „sie hat den Shawl ganz allein geschenkt von ihrem Gelde, und im Klostergarten hat sie ihn gestrickt!"

„Sei doch ruhig!" schalt ich böse; aber Vetter Gerhardt nahm den kleinen Verräther auf den Arm und küßte ihn, und dann setzte er ihn auf seine Schultern; ein Ende des neuen Shawls wurde als Zügel benutzt, und fort ging es den Korridor hinunter bis vor Tante Edith's Stubenthür wie die wilde Jagd.

Und dann mußte Tante Edith gebührend das Geburtstagsgeschenk bewundern, die gar nicht begreifen konnte, wo und wann ich es gearbeitet habe. Und als wir Abends zu Bette gingen, da sagte Georg:

„Weißt Du, Lena, Allen hat unser Shawl gefallen, nur Cousine Ferra nicht."

„O bewahre Georg."

„Freilich, ich habe es ja gesehen; als Vetter Gerhardt den Shawl ganz in Gedanken umbehielt in seinem Zimmer, da fragte sie ihn, was er da für ein ordinäres graues Ding trage? Da habe ich ihr aber gesagt, daß Du es gestrickt hättest, und daß es etwas sehr Schönes sei."

„Und was that Gerhardt?" fragte ich mit einem unerklärlich bangen Gefühl.

„Ja, Lena, das hab ich vergessen."

7. Kapitel.

Ein trüber Oktobertag spannte sich draußen über Park und Wald aus, die Blätter der Bäume hingen naß und glänzend an den Zweigen und in den Parkwegen wurde sorgsam das gelbe Laub zusammengefegt. Es war der Vorabend der großen Jagd, man erwartete die Gäste, und ein ungewohnt lautes Treiben entfaltete sich in unserm sonst so stillen Hause. Im Korridor dröhnten die Schritte der Dienerschaft, Thüren wurden geschlagen und der Hall lief erschütternd an den hohen Wänden entlang. Vetter Gerhardt und Ferra inspizirten noch einmal die Gastzimmer; man konnte Ferra's langsames, deutliches Sprechen bis in Tantes Wohnstube hören. Auch hier sah es bereits ganz festlich aus, denn auch sie erwartete einen lieben Gast, ihren Sohn. Gottlieb hatte an den Stubenthüren Guirlanden aus Tannengrün befestigt, und aus dem dunklen Gezweig leuchteten die purpurrothen Früchte der Ebereschе hervor. Die alten, soliden, kunstreich eingelegten Möbel glänzten, wie neu aus der Tischlerwerkstatt, und Tante ging in ihrer stillen Weise noch immer ordnend ab und zu im Zimmer. „Jette, wirf mir nicht die Tasse entzwei mit dem Jagdstück", ermahnte sie, es war meines seligen Mannes Mundtasse. — Und Lena, Du könntest wohl noch ein paar Blumen im Klostergarten zusammensuchen, um den Napfkuchen zu bekränzen."

Ich legte sofort meine Arbeit weg, um hinauszugehen, da schob sich Charlotte's schlanke Gestalt durch die Thür; sie hielt die eine Hand auf den Rücken, und erst als sie dicht vor Tante Edith stand, präsentirte sie ihr ein prächtiges Bouquet später Rosen.

„Da, Tante, laß nur die Klosterblumen", sagte sie, „ich habe diese da dem Gärtner beinahe auf den Knieen abgebettelt, denn Ferra hatte sie sammt und sonders für sich in Anspruch genommen. Die stellst Du Robert heute Abend auf seinen Platz bei Tische."

„Bleibst Du hier, Lottchen?" fragte Tante und beschaute entzückt den Strauß von allen Seiten.

„Jetzt, ja, so lange Du mich behalten willst, denn drüben ist nicht gut sein — Meinungsverschiedenheiten zwischen Ferra und Gerhardt wegen Joachim — brr! — das ist schrecklich für mich; und Mama ist verstimmt. Ob ich zu Abend hier bleiben kann? Ich möchte gern, aber —" Sie zuckte unmuthig die Achseln. „Robert kommt doch mit eigenem Geschirr?" setzte sie fragend hinzu.

„Freilich, Lottchen, ich muß doch seine Equipage sehen; es ist ja auch gar keine so starke Tour; nun weiß ich aber gar nicht, um welche Stunde er eintreffen kann, er schreibt nur: „Heute Abend."

Es war um die Vesperzeit und Charlotte ließ sich den Kaffee und das Honigbrot köstlich mit uns schmecken. Dann banden wir den Katzen die rothen Halsbänder um, ohne Glöckchen jedoch, und Charlotte gab Tante den Rath, sie möge die guten Thierchen doch lieber einsperren, denn jedenfalls waren Schützen darunter, die eine Katze schwerlich von einem Hasen unterscheiden konnten.

Nachher lief ich mit Charlotte durch die Logirzimmer und bewunderte die mächtigen Himmelbetten, die altmodischen Waschtische, die blendend weiße, feine Wäsche und die beinahe ungeheuren Räume, die in der hereinbrechenden Dämmerung des trüben Tages fast noch größere Dimensionen anzunehmen schienen! Fast die ganze Reihe der Zimmer war hergerichtet, nur die Räume des Aebtissinnenhauses lagen, wie immer, in ihrem schweigenden Verlassensein.

Charlotte hatte den Arm um mich geschlungen und war still geworden. Vorher hatte sie geträllert und gesungen, aber als wir jetzt, aus dem letzten Zimmer tretend, den langen Korridor wieder durchschritten, kam kein Ton mehr über ihre Lippen; nur in ihren Augen lag ein glücklicher, träumerischer Ausdruck.

„Singe doch weiter", bat ich Charlotte, „singe noch einmal:

'Mein Schatz der ist ein Jäger!'"

Sie ließ mich plötzlich los und sah mich wie verschroken an.

„Nein, komm' nur", sagte sie dann, „ich mag heut' nicht mehr singen."

Als wir wieder in Tantes Zimmer traten, saß diese vor ihrem Schreibtisch; die Klappe war heruntergelassen und sie hatte eine Menge Fächer und Schübe herausgezogen, in denen sie unter allerhand Sachen herumkramte. Der Schreibtisch nahm einen schönen prächtigen Platz neben dem Kamin ein; auf der andern Seite stand ein Blumentisch, dessen steifblätterige Gummibäume und graziöse Palmenfächer sich miteinander mischten.

Gottlieb hatte, da Tante leicht fröstelte, ein luftiges Holzfeuer angezündet und die gelben Flammen spiegelten sich in dem alten Parquetboden wieder und warfen helle Streiflichter auf Tantes graues Kleid. Charlotte kauerte sich geschwind in einen großen Lehnstuhl neben ihr, und blickte nachdenklich auf das emsige Treiben der feinen Hände dort am Schreibtisch, und ich setzte mich auf ein Bänkchen in der Nähe des Feuers, und gab mich ganz dem Zauber des traulichen Dämmerstündchens hin.

Da ruhten plötzlich Tantes Hände und als ich aufblickte, hielt sie einen verdorrten, feinblätterigen Kranz in der Hand.

„Seht her, Kinder", sagte sie weich, des war mein Brautkranz —".

Ich betrachtete mit einem Gemisch von Ehrfurcht und Neugierde das vertrocknete Gewinde und dann wieder die kleine, alternde Frau; es kam mir fast wunderbar vor, daß sie einst auch jung gewesen und einen blühenden Schmuck getragen hatte. Auch Charlotte bog sich hinüber und schaute mit leuchtenden Augen auf das verdorrte Zeichen eines längst vergangenen Glückes.

„Ach ja", begann Tante Edith leise, „an dem Tage, wo so ein Kranz noch grün und frisch ist, da meint man, der Himmel mit all' seiner Seligkeit sei zu uns herniedergestiegen. Das dacht' ich auch, Kinder, und es war doch eine so traurige Hochzeit, die meine. Ich war ein Waisenkind, wie Du, Lena, aber Gott behüte Dich einmal vor solch' einem Ehrentage. Diesen Kranz hier habe ich mir selbst gewunden, eine Freundin hatte ich dazumal nicht, und mein Hochzeitsgeleit war die alte Großmutter meines Mannes, und außer ihr war noch der Pastor in der Kirche, als wir dort vor den Altar traten. Was habe ich da geweint und gebetet; aber dann, als ich mit meinem Mann durch den thaufrischen Wald ging — des Morgens ganz früh hatten wir uns trauen lassen, um das Aufsehen zu vermeiden — immer tiefer hinein in die grüne Wildniß, in der das Forsthaus lag, das meine Heimath sein sollte, und wie der Sonnenschein in den Thautropfen funkelte auf dem jedes Blättchen wie der frische Waldesodem mich anwehte und ich so ganz allein mit dem Manne, den ich so lieb hatte, und die beglückende Gewißheit, daß uns Niemand mehr zu trennen das Recht habe als nur Gott allein, da habe ich eine Seligkeit empfunden, so voll und ganz und rein, wie sie kaum eine Braut im lärmendsten, prächtigsten Hochzeitsjubel empfinden kann. Und wenn ich einmal undankbar sein will gegen den lieben Gott, weil er mir so Schweres auferlegt hat, dann zaubere ich mir den Morgen meines Hochzeitstages herauf, und den Augenblick, wo ich von seinem Arm umschlungen im Myrthenkranze neben ihm stand, just auf der Stelle, wo man zuerst den Giebel unseres Hauses sehen konnte, der aus üppigem Buchenwalde hervorragt. Ich meine wieder sein frisches Gesicht zu sehen, das da mit leuchtenden Augen hinübersah, und sein treuherzige, gute Stimme zu hören, als er sprach: „Da grüßt Dich Deine Heimath, Edith!" Das war eine Stunde, in der alles Leid so weit hinter mir lag, wie wenn es nie gewesen, wo kein Unfriede denkbar in der Welt, eine Stunde des reinsten, des ungetrübtesten Glückes."

Sie hielt noch immer den welken Kranz in der Hand und die liebliche Erinnerung an jenen Morgen färbte ihre Wangen mit fast jugendlicher Röthe. Dann legte sie ihn hastig in die Schachtel zurück.

„Kinder, was spreche ich da?" sagte sie und fuhr sich über die Augen. „Was wißt Ihr von solchen Sachen. — Da schaut, ist das nicht niedlich?"

Und lächelnd hielt sie uns einen vertretenen Kinderschuh entgegen.

„Das waren seine ersten Schuhchen, Lena, wie winzig klein die sind, nicht wahr?"

„O, gieb ihn mir einmal!" bat Charlotte leise; und als der kleine Schuh in ihrer Hand lag, da streichelte und liebkoste sie ihn beinahe eben so wie die Tante, aber nur in scheuer Hast, als schäme sie sich deshalb.

„O, Herr Gott!" unterbrach sich die alte Dame, „die Zeit vergeht, und über den alten Geschichten vergesse ich das, was ich eigentlich hier wollte. Da seht, Kinder, das bekommt Robert heute", rief sie und hielt einen Hirschfänger mit reich vergoldetem Griff empor: „der ist von seinem Vater und er soll ihn jetzt tragen."

Dann fing sie an, die Schächtelchen und Sachen wieder in die Kästen zu thun, während Charlotte den Hirschfänger betrachtete. Endlich legte sie ihn auf ihren Schooß, und als Tante nach dem kleinen Schuh verlangte, gab sie ihn nur zögernd zurück.

„Nein, nein, Lottchen, den bekommst Du nicht", sagte Tante lachend, „den laß mir nur."

Charlotte wurde purpurroth und wandte hastig den Kopf; es ward still im Zimmer und dämmerig, das Feuer war allmählig niedergebrannt.

„Nun erzählt mir noch etwas, Kinder", bat Tante, sich in den bequemen Stuhl setzend, den ihr Charlotte einräumte; „erzählt, damit die Zeit hingeht."

„Ach nein, liebe Tante", bat Charlotte, „Du sollst uns etwas erzählen, und weißt Du, was?" Sie war niedergekniet und hatte Tantes Hand ergriffen. „Sag' es uns weshalb Du einstmals heimlich von hier fortgegangen bist? Du glaubst nicht, wie ich darauf brenne, es zu wissen."

„Ei, Kindchen, die Geschichte ist fast zu traurig für ein Paar junge Dinger, wie Ihr seid —"

„O, bitte Tante, bitte", flehte Charlotte; „nicht wahr — sie waren unfreundlich zu Dir, sie wollten nicht, daß Du Deinen Mann haben solltest?"

„Ja, Lottchen, das war es!" sagte Tante Edith. „Gott weiß es, der Entschluß ist mir nicht leicht geworden, aber ich konnte nicht anders; mit allen meinem Sinnen und Denken hing ich an ihm, den ich doch vergessen sollte um jeden Preis!"

„Ja, wenn ich nur gewußt hätte, warum? Aber es war kein Tadel an ihm; gut, rechtschaffen, ein so prächtiger Mensch, wie es kaum einen gab, von Kindesbeinen an wohlbekannt und gelitten in unserm Hause — meine Brüder zählten ihn zu ihren liebsten Freunden. Daß wir uns liebten, wußte Dein Vater längst, Lottchen, und meine selige Mutter hatte mir noch auf dem Sterbebette zugeflüstert: „Wenn es kommen sollte, Edith, daß Berka Dich zur Frau möchte, dann sage nicht Nein, er ist ein goldtreues, prächtiges Gemüth!"

„Nun, nachher verheirathete sich Dein Vater, Kind, und von jener Zeit an trat man unserer Liebe entgegen, wo es nur anging; nicht offenkundig, Gott bewahre, aber dies war tausendmal schlimmer. Es gingen mitunter vierzehn Tage hin, daß ich Berka nicht sah, obgleich er die Woche mehrere Mal von Fölkerode herüber kam: fast immer traf es sich, daß ich mit meiner Schwägerin spazieren gefahren oder ausgegangen war, und fand er mich einmal daheim, so wurde es uns zur Unmöglichkeit gemacht, auch nur ein einziges Wörtchen ungestört mit einander zu sprechen."

„Er war aber keiner von Denen, die gerne mit geschlossenem Visir kämpfen. Eines Tages, nachdem — ich muß es leider sagen — ein Brief von ihm, den er mir durch einen Boten hatte senden wollen, merkwürdiger Weise nicht in meine Hände gelangt war und er über dessen Verbleib nichts hatte erfahren können, kam er angeritten und ging schnurstracks in meines Bruders Zimmer. Ich saß nebenan mit meiner Schwägerin, die eben Gerhardt auf dem Schooße wiegte; Deine Mutter, Charlottchen, ist nie von vielen Worten gewesen, aber eben hatte sie doch eine längere Rede zu mir geredet, und zwar des Inhalts, daß Berka ein jähzorniger, heftiger Patron sei und nimmermehr dazu geschaffen, eine Frau glücklich zu machen. Ich antwortete nicht und biß mir fast die Lippen wund, um nicht zu weinen; da hörte ich durch die geschlossene Thür einen heftigen Wortwechsel, und erkannte Berka's zornige Stimme.

„Im nächsten Moment stand ich zwischen den streitenden Männern und erklärte, daß ich Berka's Braut sei und bleiben wolle."

„Wir werden sehen", sagte Dei Vater.

„Ja, wir werden sehen", erwiderte ich und damit fing unsere Feindschaft an. Tagelang blieb ich auf meinem Zimmer eingeschlossen, mir unaufhörlich das Gehirn zermarternd, was nun werden solle? Ich hatte Berka an jenem Tage vermocht, ohne größere Streitigkeiten Wendhusen zu verlassen und ihm die Versicherung gegeben, ihm treu zu bleiben. An Flucht dachte ich nicht, obgleich mir hunderterlei Pläne durch den Kopf flogen; dann kam ich auf das Einfachste und Natürlichste: ich ging zu Deiner Mutter, stellte ihr vor, wie lange und wie treu wir uns liebten, und bat, sie möge ihren Groll gegen uns fahren lassen und mit frauenhafter Milde meines Bruders Sinn für uns zu erweichen suchen; sie solle sich nur einmal in meine Lage versetzen, sich denken, es wären ihrer Liebe solche Hindernisse entgegengetreten —."

„Nie und nimmermehr!" rief sie mit einer Heftigkeit, mit einer Bestimmtheit, die mir deutlich verrieth, daß ich von ihr nichts zu hoffen habe. „Gut", antwortete ich, „dann muß ich sehen, wie ich allein fertig werde", und ging in mein Zimmer; dort fing ich an, meine Sachen zurecht zu legen. Was ich eigentlich wollte, war mir selbst nicht klar, nur fort! fort um jeden Preis! Dann schlich ich mich in die Gesindestube, winkte Gottlieb, der damals noch ein gewandter, strammer Mensch war, und bestellte ihn mit dem Wagen draußen an die drei Buchen. — Seitwärts von Fölkerode liegt ein kleines Dorf und dort wohnte die verwittwete, sehr alte Großmutter Berka's; sie war schier kindisch und ich kannte sie nur aus seinen Erzählungen, hatte ihm doch das großmüthige Haus das Vaterhaus ersetzen müssen, da er seine Eltern früh verlor. Und so fuhr [illegible] Nacht und Nebel dorthin — heimlich, wie eine Verbrecherin verließ ich mein Vaterhaus; aber dort unten an den Stufen der Freitreppe, da knickte ich fast zusammen vor Jammer und Weh in jener Stunde, und beinahe wäre ich umgekehrt trotz der unglückseligen Verhältnisse. Es war mir, als ließe ich unauslöschliche Schande zurück, als legte ich etwas, das schlimmer wie ein Fluch, auf die gesegnete Städte der Heimath."

„Aber dann warf ich mich in den Wagen, und als die Pferde anzogen und die Umrisse des alten Klosters bei der nächsten Biegung aus dem Gesicht entschwanden, da habe ich geweint und geschluchzt und gebetet wie eine Verzweifelte! — Die alte Frau verwunderte sich nicht wenig, als in tiefer Nacht die Braut ihres Enkels über ihre Schwelle trat, und obwohl sie nicht mehr recht begriff, um was es sich handelte, nahm sie mich doch freundlich auf und pflegte und hätschelte mich. Am andern Tage theilte ich meinem Bruder schriftlich mit, daß ich nicht wieder in sein Haus zurückkehren werde, und schrieb zu gleicher Zeit an Berka, wo ich sei und was ich gethan. Mein Bruder antwortete mir gar nicht, sondern schickte nur die nöthigen Papiere; von anderer Seite aber erfuhr ich, daß ein Sturm des Entsetzens die alten Gemächer auf Wendhusen durchbraust habe, und daß man in der Entlaufenen keine Schwester mehr anerkenne."

„O, Kinder, Ihr wißt nicht, wie mir zu Muthe war in jener Zeit, und doch sind die ersten Jahre meiner Ehe die glücklichsten meines Lebens gewesen. Aber da kam es angebraust wie ein Sturm durch den Wald, das Schicksal. Zuerst hatte mein Mann das Unglück, einen Wilddieb niederschießen zu müssen; von Woche zu Woche fanden wir Drohbriefe oder Zettel in das Haus geworfen, daß man sich rächen werde; es war eine schlimme Zeit damals, das Jahr 1848."

„Eines Abends saß ich mit meinem Manne im Wohnzimmer, er war eben aus dem Forste heimgekehrt, und wir spielten mit Robert, da knallte es und eine Kugel pfiff dicht über seinen Kopf hinweg und zerschmetterte einen gegenüber hängenden Spiegel in tausend Scherben."

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Idee des Aeroplans.

Woher ist sie dem Menschen gekommen? Wie bei so manchen epochemachenden Erfindungen und Entdeckungen unserer Zeitrechnung, z. B. dem Pulver, das die Chinesen schon vor Jahrtausenden vorerfunden haben wollen, scheinen sie auch die erste Idee zum Aeroplan, der jetzt seine Triumphe feiert, für sich in Anspruch nehmen zu wollen. Zwei Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung kam dem berühmten chinesischen General Hansin (und welcher chinesische General ist nicht berühmt) beim Anblick eines unter Segeln vor einer frischen Brise dahinfliegenden Bootes eine Erleuchtung. Als er belagert wurde, verfertigte er einen Vogel aus Papier und bediente sich seiner als Signal, um der zu Hilfe eilenden Armee seine Anwesenheit anzuzeigen. — Später erfand man in Japan den Papierdrachen, der nicht zögerte, Nationalspielzeug zu werden. Im April gab es stets zu Nagasaki die Sti-yen-jai, das will heißen „Drachenversammlung", und dabei kam es zu leidenschaftlichen Wettkämpfen. Die Drachen waren mit messerscharfen Glasstücken bewaffnet, und man versuchte, damit in der Luft seinem Gegner die Schnur zu durchschneiden. Bei uns wurde dieses Spielzeug später zu wissenschaftlichen Versuchen angewandt; man benutzte es, um Temperatur-, Feuchtigkeits- usw. Verhältnisse der höheren Luftregionen zu erforschen; in Amerika machte es in einer neuen, doppelflächigen Gestalt, dem Vorläufer unseres modernen Aeroplans, Furore. Natürlich wurden sie auch bei den Wahlschlachten gebraucht, um die Namen der Kandidaten zu proklamieren. Mit der Zeit wurden die Kytes (Drachen) so vervollkommnet, daß sich in Boston im Jahre 1902 eine Frau mit einem solchen in die Lüfte über die Häuser ihrer Vaterstadt erheben ließ.

Wohltaten um des Dankes willen sind goldene Pfeile mit Widerhaken.

* * *

O leg dein Gesicht nur in Falten!
Und ob du auch alles verkümpfst,
Du hältst es, wie viele es halten:
Du bist zufrieden und — schimpfst.

* * *

Ein anderer kann dir nie so viel helfen wie du selbst.

* * *

Manche Menschen werden erst gescheit, wenn sie gescheitert sind.